

Ueber den Babunapass.

Ich sitze am 26. Mai, jedenfalls einem Sonnabend, und in brüllender Sonnenglut im Wagen im Babunagebirge. Es hat ein paar mal heute tüchtig geregnet und dadurch ist die Luft feucht-warm. Gestern nachmittags marschierten wir ab, es war Prachtwetter, das Tal wunderschön, heroische Landschaften, Stil Thoma. Abends bezogen wir Wimal zwischen den Mauern eines verlassenen und zerstörten Dorfes. Nur in einem Hause war Licht, bulgarische Truppen hatten es besetzt. Mein Feldbett stand mit dem Kopf gegen eine alte Lehmmauer, auf der die Kacheln leuchteten für Beleuchtung des Lagers. Im Kreise herum standen die Wagen der marschierenden Etappe, die Dickschiffe so verbunden, daß die Pferde nicht ausbrechen konnten. Phantastische Gemüter hätten auch glauben dürfen, es sei ein Kraal gegen Komitatichis oder Wölfe des Babunagebirges, aber da ich zu den tüchtigeren Soldaten des Weltkrieges gehöre, so blieb ich bei der Wirklichkeit und schlief so unbelästigt, wie meine neugeborene Tochter. Gegen Morgen wurde es kühl, ich stand auf, wusch mich lagendhaft in einer Rinne und frühstückte auf einem Stein, sitzend vor einer Kiste als Tisch, umbrängt von drei jungen Hundchen, deren einen wir mitnahmen. Um 1/2 8 Uhr Abmarsch. Es wurde sehr schnell heiß. Der Weg war gut, teilweise von Hochwasser weggerissen, aber immer fahrbar. Ein harter Bach, die Babuna, bildete Talsohlen, in denen bulgarische Kolonnen lagerten. Gegen 1/10 Uhr bezogen wir Wimal, diesmal im Schatten schöner Doppelbäume. Im Bach badeten wir nordöstlich zwischen dem Geröll: das Gebirgswasser erfrischte durch seine herbe Kühle, ein paar Schildkröten sahen erstaunt zu und verjuchten gleich uns, sich ihrer Schalen zu entledigen. Dafür nahmen wir sie mit, unsere Menagerie zu vermehren. Festige Regengüsse setzten ein. Die Bulgaren trocknen in ihre Ochsenlarren, die Jäger flüchteten in den Schutz der Bäume und auch wir wurden ziemlich naß. Wir brachen deshalb schon um 3 Uhr wieder auf und erreichten die erste Hälfte der Steigung bei einem türkischen Unterkunftsbaus. Dort lagerten deutsche und bulgarische Kolonnen, aber das Gebäude sah so wenig verlockend aus, daß wir noch weiter zu marschieren beschloßen. Der Straßenverkehr war ziemlich lebhaft. Eine Karawane zieht vorbei. Man sieht Männer, Frauen und Kinder auf kleinen Vierfüßler reiten. Die Leute sind mazedonisch gekleidet, bunt, die Männer mit kurzen, weissen Hosen über halblangen, weissen Hosen, Fes oder Turban. Die Frauen in ihren schön gestickten, weissen Gewändern, aber alle mit Schapelwesten und dicken Filzstiefeln. Die Gegend hat Mittelgebirgscharakter, obgleich man es eigentlich zum Hochgebirge zählen darf. Das leichtbewaldete Gebirge läßt groteske Felsen sehen. Es liegt auf fast 2000 Meter Höhe, ist auffallend schön und soll sehr wildreich sein. Die Felsen sind violett im Schatten, ein Sonnenfleck läßt sie rosafarbig ausleuchten, einzelne rote Streifen sind eingeprengt, wo Wasser darüber läuft, glänzen sie weiß. Auf den Hängen weiden weiße Rinder. Mitten zwischen Fliedergebüsch, Azazien, zerkrüppeltem Geßfuß, durch die ein Bach plätschert und eine Kackigall singt. Bezüglich der in 1000 Meter Höhe wieder Nachtquartiere. Es regnet nicht mehr, aber es ist stark abgekühlt. Ich sitze auf einer Bierkiste, deren Inhalt zum Schmerz meiner Leute ausgegossen ist, weil die erhöhte Feuchtigkeit den Spund herausprengte. Butterbrot und roher Schinken sind meine Mahlzeit, Marmelade mein Dessert und eisenhaltiges Wasser aus einer herbitischen Quelle bei Palanla mein Getränk. Mein Bett ist zwischen die Sträucher gestellt und durch zwei Zeltbahnen gegen alle Witterungs- und Unbill geschützt. Auf der einen Seite des Berges liegt ein Fels begraben, dessen Schwanz noch aus der Erde herausragt. Es bedurfte meines energischen Einpruchs, um meine Leute davon zu verhindern, gerade auf dem Hügel abzu-taschen, der ihnen ganz besonders dafür geeignet schien. Neben mir lagen auf Stroß die Mannschaften und daneben knabberten die Pferde das duftige Gras. Die ganze Luft ist voll süßem Geruch, überall sieht Thymian und andere würzige Kräuter. Die Nacht strahlte leider meine Hoffnung, gegen alle Wetterstürze gesichert zu sein, fliegen. Es erhob sich ein totes Unwetter, dem die Zeltbahnen nicht standhielten, bald tropfte und rieselte es durch und ebe ich mich verlor, war mein Feldbett in eine Badewanne verwandelt, in der ich fremd lag. Ich begreife erst jetzt vollkommen, warum Widelhinder so häufig schreien, denn so naß bin ich seit bald 40 Jahren nicht gewesen. Ich zog mich mit einigen Mänteln wärmer an, so daß ich einem wandelnden Brieftaubenschlag gleich

Um 4 Uhr stand ich dann auf und beschleunigte den Abmarsch. Nach einer Stunde hatten wir die Paghöhe erreicht, es pfliff eisig kalt herüber, ein wunderbarer Wind tat sich auf. Im Vordergrund ein ganz kahles, zerklüftetes Gebirge, weit hinten die Schneberge Albaniens und davor im Keßel, hohe Bäume, weiße Häuser: „Prilep“ zu dem es jetzt in Schlangenumwindungen hinabgeht. Das Klima auf dem Südhang des Babunagebirges ist merkwürdigerweise viel härter als nördlich. Der Baumwuchs hat ganz aufgehört, nur verblümmerte Föhren und ein paar Blumen ragten über die abgeweidete Grasnarbe. Sie bestätigten uns, daß der Wind, der hier so kalt uns umstreicht, daß mir zwei Mäntel nicht zu viel sind, ein ständiger Gast ist. Das Klüftchen, das hier fließt, ist kleiner als die Babuna, nicht einmal einen Namen haben die Karten dafür. In das Tal hat sich einst ein gewaltiger Gletscher geschoben, Moränen von einer Mächtigkeit, wie man sie selten und selten anschaulicher findet, erheben sich rechts von der Straße, die hohen Berge nach Griechenland zu, von denen die Eismassen heruntergekommen sein dürften, sind loßig, doch sieht man ein Dörfchen sich hoch oben in eine Kaste schmiegen, ohne daß man begreift, wozu die Leute leben. Geier und Adler schwingen sich um die Klippen, am Fluße gehen ein paar Bulgaren mit einem hübschen Hund auf Suchjagd. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Wilson und Marx.

In der „Humanität“ veröffentlicht Strauß die folgenden Betrachtungen: Neulich, im „Intransigent“ vom 3. Juni, wies Abel Gormant auf eine nach seiner Meinung bewundernswürdige Formel hin, die sich in einer der letzten Reden des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson, fand. Sie bezeichnete in seinen Augen den Standpunkt, auf den die zivilisierte Menschheit sich stellen müßte, um den Krieg abzurufen und den Frieden zu sichern. Dieses „glückliche Wort, diese große Lösung“, die bestimmte, was die Beziehungen zwischen den Völkern sein müßten, war: „Die Nationen müssen in Zukunft durch dieselben obersten Gesetze der Ehre beherrscht sein, die wir von den Individuen fordern.“ Sehr gut. Aber es wäre zu bemerken, daß es lange Zeit gebraucht hat, bis die Oberhäupter der Staaten eine so richtige Regel verkündet und die Reaktionen der Bourgeoisie sie gebilligt haben. So hat sie für sie den Reiz der Neuheit. Gleichwohl ist sie schon alt. Der Satz ist vor mehr als einem halben Jahrhundert geprägt worden und Wilson hat ihn nur — gleichgültig, ob er es gewußt hat oder nicht — wiederholt. Im Namen welcher Nation sprach dieser Vorgänger Wilsons? Im Namen der größten aller Nationen — der Arbeiter aller Länder. Wer war dieser Mann, der hernach Wilsons und des „Intransigent“ Zustimmung fand? Er hieß Karl Marx. In dem Aufruf, mit dem die Internationale Arbeiterassoziation im November 1864 ihre Gründung kundgab — der Aufruf ist, wie jeder weiß, von Karl Marx redigiert — wurde die „auswärtige Politik“ der Internationale mit folgenden Worten bestimmt: „Die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts zu proklamieren, die ebenso wohl die Beziehungen einzelner regeln, als auch die obersten Gesetze des Verkehrs der Nationen sein sollten.“ Diese Erklärung hat der Generalkongress der Internationale, für den Karl Marx damals noch das Wort führte, geflüstert an der Spitze seiner ersten Adresse wiederholt, die er zu Beginn des Krieges 1870 an die Mitglieder der Internationalen Arbeiterassoziation in Europa und in den Vereinigten Staaten richtete. (z)

Trockenmilch.

Milch ist eine kostbare und kostspielige Flüssigkeit, die obendrein noch den Nachteil hat, sich leicht zu verändern. Der Gedanke, eines der wichtigsten Nahrungsmittel in eine Dauerware zu verwandeln, ist naheliegend. Der einfachste und sonst gebräuchlichste Weg hierzu, das Sterilisieren, ist recht kostspielig und für die meisten Fälle auch unpraktisch, weil die Milch zum allergrößten Teil aus Wasser besteht, das man eben mit sterilisieren, transportieren und aufbewahren muß. Deshalb wurde dann der Weg eingeschlagen, wenigstens einen Teil des Wassers zu entfernen, die Milch im luftleeren Raum häufig

unter Zusatz von Zucker einzudicken. Das schon lange bekannte Erzeugnis dieses Verfahrens ist die kondensierte Milch. Durch die Fortschritte der Trocknungsindustrie wurde es auch möglich, der Milch das Wasser vollständig zu entziehen, sie in ein Pulver zu verwandeln. Auch hier führen verschiedene Wege zum Ziel. In Amerika ist ein Verfahren verbreitet, bei welchem die Milch durch Dösen gedrückt, zu feinem Nebel verstäubt und in diesem Zustande mittels eines heißen Luftstromes getrocknet wird. Eine deutsche Maschinenfabrik wählte folgenden Weg: Eine geheizte Trommel dreht sich im luftleeren Raum. Diese Trommel taucht an der tiefsten Stelle in die zu trocknende Milch ein, überzieht sich mit einer Milchschicht, die nach Abgabe des Wassers kurz vor einer ganzen Umdrehung durch ein Messer abgeschabt wird. Bei dem in Deutschland gebräuchlichsten Verfahren wird die Milch unterhalb ihres Siedepunktes an der atmosphärischen Luft getrocknet.

Milchpulver war schon vor Kriegsausbruch im Verkehr, während der Kriegszeit aber hat es an Bedeutung gewonnen, so daß es wohl angebracht ist, einige Bemerkungen dazu zu machen. Sie wird meistens unter Phantasienamen, wie „Auh in der Döse“ verkauft, was in gewissem Sinne schädlich ist. Wenn man nämlich kondensierte Milch beim Kauf verlangt, muß man eingedickte Milch, also Vollmilch erhalten. Wenn Magermilch kondensiert wurde, dann heißt das Erzeugnis kondensierte Magermilch. Würde von vornherein die getrocknete Ware als Trockenmilch, Milchpulver, Mager-trockenmilch, Magermilchpulver eingeführt worden sein, dann wäre auch für den Durchschnittsläufer jeder Irrtum auch ohne besondere Aufmerksamkeit ausgeschlossen. Anders beim Phantasienamen; er bezeichnet sozusagen ein Ding an sich, sagt an und für sich gar nichts über die Beschaffenheit der Ware. Wer nicht genau hinsieht, wird leicht getrocknete Magermilch statt Vollmilch bekommen. Nun ist auch Magermilch etwas Gutes und Brauchbares, wenn sie preiswert ist. Aber selbst die preiswerteste Magermilch hilft nichts, wenn ich etwa für ein Kind oder einen Kranken gerade auf den Fettgehalt besonderen Wert lege.

Was hier am Beispiel der Trockenmilch erläutert wurde, ließe sich an Duzend anderen Waren zeigen, um zu beweisen, daß es gerade heute in der „teuren Zeit“ nötig ist beim Einkauf die Augen offen zu haben, sonst bekommt man leicht statt Schuhsohlen — Pappe.

Peary war nicht am Nordpol.

Wenn Roald Amundsen im nächsten Jahre zum Nordpol aufbricht, kann er sicher sein, ein Meisziel vor sich zu haben, das vor ihm kein Polforscher erreicht hat — auch nicht Peary, der bekanntlich seinerzeit den Pol erreicht zu haben behauptete, ja den Ort mit einer amerikanischen Flagge bezeichnet und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Füßen gelegt haben will. Daß Peary wirklich nicht am Nordpol war, ist ein Ergebnis, zu dem jetzt auch die Amerikaner gelangt sind. „Astenposten“ läßt sich darüber aus Washington ausführliche Mitteilungen drahten. In maßgebenden Kreisen sind danach Pearys Entdeckungen so zweifelhaft geworden, daß das amerikanische Marinedepartement die Polararten Pearys eingezogen hat. Von verschiedenen Seiten sind die heftigsten Kritiken laut geworden: es wird nicht nur angegeben, daß Pearys Angaben viele Fehler enthalten, sondern es wird die Vermutung ausgesprochen, daß es sich um bewusste Fälschungen Pearys handele. Der schärfste Kritiker des nordamerikanischen Polarschiffers ist sicherlich Henry E. Selgefen, ein Amerikaner nordwestlicher Abkunft, der als Vertreter Nord-Dakotas im Kongresse sitzt. Selgefen hat jüngst in Washington im Repräsentantenhaus einen Vortrag gehalten, in dem er Pearys angebliche Nordpol-Entdeckung ins Reich der Fabel verwies und dessen Karten für irreführend erklärte. Er machte beispielsweise darauf aufmerksam, daß Peary im Nordwesten Grönlands einen „Pearykanal“ als Nordbegrenzung von Grönland verzeichnet. Die Forschungen Nylius-Erichsens haben aber gezeigt, daß von einem solchen Kanale und einer solchen Begrenzung nicht die Rede ist. Leutnant J. B. Koch hat gezeigt, daß Pearys Ostgrönlandkarte nicht vorhanden ist, und die Forschungen Mikkelens und Rasmussens haben auch viele Dinge, die Peary aufgefunden haben will, nicht bestätigt. So ist beispielsweise Pearys Inupland nicht vorhanden. Selgefen kam bei dieser öffentlichen Kritik Pearys auf Grund von dessen weiteren Angaben über seine Lagerplätze und seine Lotungen zu dem Ergebnis, daß Peary nie am Nordpol oder in dessen Nähe war.

Warum?

Von Leo Tolstoj.

VII.

Gerade während dieser für Nigurski so schweren Zeit kam der Pole Kossolowski nach Ural, der in den großartigen vom Geistlichen Sirozinski entworfenen Empörungs- und Fluchtplan verwickelt war. Sirozinski war damals nach Sibirien verbannt.

Kossolowski, der ebenso wie Nigurski und wie tausend andere Leute deswegen mit Verbannung nach Sibirien bestraft war, weil sie dasjenige sein wollten, als was sie geboren waren, nämlich Polen, hatte sich an jenem Plan beteiligt und war dafür mit Autendieben bestraft und in dasselbe Bataillon eingereiht, in dem Nigurski diente. Kossolowski, ein ehemaliger Mathematiklehrer, war ein langer, etwas krummer, hagerer Mann mit eingefallenen Wangen und gefurchter Stirn.

Gleich am ersten Abend seiner Ankunft, als er bei Nigurskis Tee trank, begann Kossolowski in seinem langsamen ruhigen Böh von dem Unternehmen zu erzählen, wegen dessen er so grauam gelitten hatte. Das Unternehmen bestand darin, daß Sirozinski in ganz Sibirien geheime Verbindungen organisiert hatte, die mit Hilfe aller in Kosaken- und Linienregimenter eingereihten Polen die Soldaten und Sträflinge aufzuwecken, die verbannten Ansiedler zur Erhebung veranlassen, sich der Artillerie in Omsk bemächtigen und alle befreien wollten.

„Aber wie war denn das möglich?“ fragte Nigurski. „Sehr gut; alles war fertig.“ sagte Kossolowski mit finsterner Miene und erzählte ruhig den ganzen Befreiungsplan und alle Maßregeln, die für den Erfolg, und im Falle des Mißlingens zur Rettung der Verschworenen getroffen waren. Der Erfolg wäre sicher gewesen, wenn nicht zwei Schurken alles verraten hätten. Sirozinski war nach Kossolowskis Worten ein genialer Mann von großer Seelenstärke. Er war auch als Held und Märtyrer gestorben. Kossolowski erzählte in gleichmäßigem ruhigen Böh die Einzelheiten der Exekution, der er auf Befehl der Obrigkeit mit allen wegen der Angelegenheit Verurteilten hatte beizuhelfen müssen.

„Zwei Bataillone standen in zwei Reihen und bildeten eine lange Gasse. Jeder Soldat hatte einen biegsamen Stoch in der Hand von der allerhöchsten beständigen Stärke, daß nur drei in die Gasse hineingingen. Als erster wurde Dr. Schafalski gebracht. Zwei Soldaten führten ihn, und diejenigen, welche Stöcke hatten, schlugen ihn auf den entblößten Rücken, sobald er in einer Richtung mit ihnen war. Ich sah

ihn erst, als er an die Stelle kam, wo ich stand. Bis dahin hatte ich nur Trommelwirbel gehört, dann aber, als das Pfeifen der Gerten und das Geräusch der Schläge auf dem Körper ertönte, wußte ich, daß er kam. Und ich sah, wie die Soldaten ihn an Wehren zogen, und wie er zitternd und den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite wendend, ging. Und gerade, als er an uns vorübergeführt wurde, hörte ich, wie der russische Arzt zu den Soldaten sagte: „Schlagt nicht so heftig, habt doch Erbarmen!“ Aber sie schlugen immerfort, und als er zum zweitenmal an mir vorübergeführt wurde, ging er schon nicht mehr selbst, sondern wurde geschleppt. Sein Rücken bot einen entsetzlichen Anblick. Ich drückte die Augen zu. Er fiel hin und wurde fortgetragen. Dann wurde der zweite gebracht, dann der dritte, der vierte. Alle fielen hin, alle wurden fortgetragen, die einen für tot, die anderen kaum lebend, und wir alle mußten dabeistehen und zusehen. Das dauerte sechs Stunden — von frühmorgens bis zwei Uhr nachmittags. Der letzte war Sirozinski selbst. Ich hatte ihn lange nicht gesehen und hätte ihn nicht wiedererkannt, so war er gealtert. Sein rasirtes, ganz rundliches Gesicht war blaß — grünlich. Sein entblößter Körper mager, gelblich, die Rippen traten über dem eingezogenen Bauch deutlich hervor. Er ging ebenso wie alle anderen, suchte bei jedem Schlag zusammen und warf den Kopf hoch, stöhnte aber nicht und sprach laut das Gebet: „Gott erbarme Dich meiner.“

„Ich habe es selbst gehört“, röchelte Kossolowski schnell, schloß den Mund und schob durch die Nase.

Ludwika, die am Fenster saß, schluchzte und bedeckte die Augen mit ihrem Tuch.

„Vergnügen, das zu beschreiben! Bestien — Bestien sind es!“ schrie Nigurski, warf die Peife hin, sprang vom Stuhl auf und ging schnell in das dunkle Schlafzimmer. Albina sah wie versteinert da und hatte die Augen auf einen dunklen Winkel gerichtet.

VIII.

Als Nigurski am nächsten Tage vom Exerzieren nach Hause kam, wurde er durch das Aussehen seiner Frau überrascht und erkrast, die ihm wie ehemals mit leichten Schritten und strahlendem Gesicht entgegenkam und ihn ins Schlafzimmer führte.

„Nö, hör mal.“

„Nun, was denn?“

„Ich habe die ganze Nacht über das nachgedacht, was Kossolowski erzählt hat. Und ich bin dann zu dem Entschluß gekommen: ich kann so nicht leben, kann hier nicht leben. Ich kann nicht! Und wenn ich sterben soll — hierbleiben kann ich nicht.“

„Was sollen wir denn machen?“

„Fliehen.“

„Was denn? Fliehen?“

„Ich habe alles überlegt. Hör mal zu —“ und sie erzählte ihm den Plan, den sie heute nacht erfunden; er war folgender: Er, Nigurski, sollte abends aus dem Hause gehen und am Ufer des Ural seinen Mantel und im Mantel einen Brief zurücklassen, in dem er schrieb, daß er sich das Leben nähme. Man würde annehmen, daß er sich erkrankt hätte. Würde ihn suchen, dann seine Papiere einschicken. Er aber würde sich versteckt halten. Sie würde ihn so verstecken, daß niemand ihn fände. So würden sie etwa einen Monat lang warten. Und wenn alle sich beruhigt hätten, würden sie fliehen.

Ihr Plan erschien Nigurski im ersten Augenblick un-ausführbar, gegen Ende des Tages aber, als sie ihm mit aller Energie und Zuversicht zugeredet hatte, stimmte er ihr bei. Außerdem war er schon deswegen geneigt, ihr beizustimmen, weil die Strafe für einen mißlungenen Fluchtversuch (dieselbe, von der Kossolowski erzählt hatte), nur ihn, Nigurski, treffen würde; gelang die Flucht aber, so wurde sie frei, und er sah, wie schwer ihr nach dem Tode der Kinder das Leben hier wurde.

Kossolowski und Ludwika wurden in das Vorhaben eingeweiht, und nach langen Beratungen, Abänderungen und Verbesserungen war der Fluchtplan fertig. Anfangs wollten sie es so einrichten, daß Nigurski, wenn man an seinen Tod im Wasser glaubte, allein zu Fuß entfliehen sollte. Albina aber würde in einem Wagen forsafahren und ihn an einer verabredeten Stelle treffen. Das war der ursprüngliche Plan. Als Kossolowski dann aber von all den fehlschlagenden Fluchtversuchen der letzten fünf Jahre in Sibirien erzählte (in dieser ganzen Zeit war nur ein einziger Flüchtling glücklich entkommen), brachte Albina einen anderen Plan in Vorschlag, der dahin ging, daß Josef im Wagen versteckt mit ihr und Ludwika bis Saratow fahren sollte. In Saratow sollte er verkleidet ans Ufer der Wolga gehen, sich an einer passenden Stelle in ein Fahrzeug setzen, das sie in Saratow mieten würde, und in ihm mit Albina die Wolga hinab bis Astrachan und über das Kaspiische Meer nach Persien fahren. Der Plan wurde von allen, besonders von Kossolowski gebilligt; er bot aber die Schwierigkeit, ein Geläch im Wagen zu schaffen, das nicht die Aufmerksamkeit der Behörden erregte, und das doch einen Menschen in sich aufnehmen konnte. Als dann Albina nach einer Fahrt zum Grabe ihrer Kinder Kossolowski sagte, wie weh es ihr täte, die Ueberreste ihrer Kleinen im fremden Lande zurückzulassen, meinte dieser nach kurzem Nachdenken: „Bitten Sie die Behörde um Erlaubnis, die Särge der Kinder mitzunehmen, man wird es Ihnen gestatten.“

„Nein, das will ich nicht, das kann ich nicht!“ sagte Albina. (Fortf. Fortf.)

